

# Der Antizürireflex

Autor(en): **Loderer, Benedikt**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Wohnen**

Band (Jahr): **90 (2015)**

Heft 3: **Küche**

PDF erstellt am: **17.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-594230>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

# DER ANTIZÜRIREFLEX

Von Benedikt Loderer

Wer, wie der Stadtwanderer, vierzig Jahre in der Zürcher Altstadt lebte, der bildet sich ein, unterdessen von Zürich eine Ahnung zu haben. Wenn er dann aus sehr persönlichen Gründen nach Biel zügelt, so lernt er massiv dazu. Er trifft auf den Antizürireflex und im Ziehbrunnen seiner Erinnerungen taucht der auch wieder auf. Als er so 14 war, da war Züri eine Art von inländischem Ausland, die Gegend, wo die unangenehmen Leute wohnen. Er wusste noch nicht, dass es sich dabei um ein schweizerisches Grundgefühl handelte, in dem sich Ablehnung und Bewunderung eigenössisch mischen. Arrogant sind die Zürcher und haben eine grosse Röhre, doch leider sind sie trotzdem die Aufgewecktesten und die Erfindungsreichsten des Landes.

Den Antizürireflex gibt es selbstverständlich auch unter Genossenschaftlern. Zähneknirschend muss man zwar anerkennen, dass Züri die Hauptstadt der Baugenossenschaften ist. Ebenso ist klar, dass in den letzten zwanzig Jahren die wesentlichen Impulse für das Erwachen der Genossenschaften aus Zürich kamen. Aus Biel jedenfalls, wo der Anteil an Genossenschaftswohnungen fast so hoch ist wie in Zürich, kam zum Beispiel nichts. Fast hat der Stadtwanderer den Eindruck, Zürichs Aufgeweckte hätten die unter Antizürireflex leidenden übrigen Genossenschaften unsanft aus dem Schlaf gerissen, was diese ihnen übel nahmen. Schliesslich will ein anständiger Vorstand seine Ruhe haben und die Mieter ihre Sicherheit.

Man vernütigt, was man nicht kennt. Dagegen hilft ein Exkursönli. So machte sich ein Grüppli aus Biel im letzten November auf und besuchte das Freundfeindesland. Zum Angewöhnen führte sie der Stadtwanderer durch den neuen Bahnhof Löwenstrasse. Es ging um die Grössenordnung. Dort Biel 50000, eine arme Stadt, hier das reiche Millionenzürich, das alle fürchten und bewundern.

Es tut allen Schweizern gut, sich Zürichs vierten Hauptbahnhof anzuschauen, das eicht die Massstäbe. Mit der S-Bahn darauf nach Stettbach, wo man auf die Glattalbahn umstieg. In Zürich Nord ist die Stadtbahn Wirklichkeit, in Biel redet man darüber. Aussteigen bei Glattzentrum, der grössten Shopping Mall des Landes. Gang durchs Richtiareal, wo in kürzester Zeit ein neues Stadtquartier entstanden ist. Ein neues? Neubauten ja, aber mit dem alten Blockrandmuster des 19. Jahrhunderts. Hof, Gasse und Platz als die

Abschied von der Familienwohnung. Dieses ideologische Konstrukt, demzufolge das Glück des Landes von der intakten Familie – Mami, Papi, drü Chnöpf – abhängt. Dass darum alle Genossenschaftswohnungen Familienwohnungen sein müssen, mit vier Zimmern zwecks Geschlechtertrennung der Brut. Unterdessen ist die Familie ein gesellschaftliches Minderheitenprogramm. Was das für den Wohnungsbau heisst, kann man bei «mehr als wohnen» besichtigen. Das Bieler Grüppli war beeindruckt.

Das Anschauungsbeispiel fürs Thema Ersatzneubau war jenes vom Burriweg. Der Architekt Frank Zierau erklärte, wie man ohne Dichtestress verdoppelt. In Biel und anderswo gibt es viele Reiheneinfamilienhauszeilen mit grossen Nutzungsreserven. Das Bieler Grüppli dachte an das heimatliche Möösliquartier. Mittagessen war in Neu-Oerlikon. Dort gibt es keine Genossenschaftsbauten, weil in den neunziger Jahren nie jemand solche als politisches Ziel auf den Industriebrachen gefordert hat. Damals war Stille im linken Walde. Man sieht daran, dass das neue arrogante Selbstbewusstsein der Zürcher Genossenschaften erst knapp zwanzig ist. Ist das die schweizerische Stilverzögerung? So man will, kann

man sie in allen Biels des Landes aufholen.

Dann, selbstverständlich, besuchte das Grüppli die Überbauung Kalkbreite, den neuen Wallfahrtsort der Baugenossenschaften. Hier ist versammelt, was in Biel und anderswo fehlt: die kritische Masse für so ein Projekt. Woher sollen die Genossenschaften in allen Biels der Schweiz die Leute, das Wissen, die Hartnäckigkeit hernehmen, ein solches Projekt zu verwirklichen? Wo sind das Parlament und die Stadtregierung, die es politisch durchsetzen? So beim Abhängen in der Beiz kam der Antizürireflex ins Wanken. Wäre nicht «Lernen von Zürich» gescheiter? ■

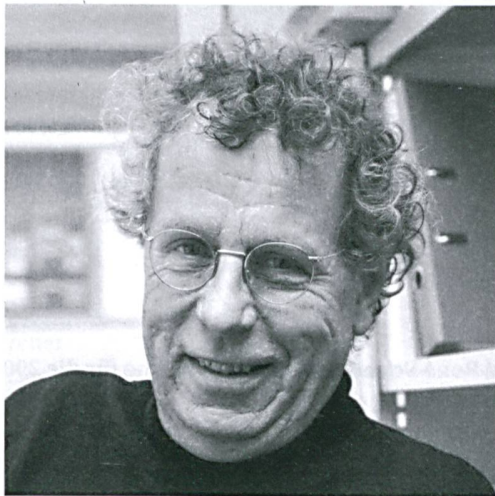


Bild: zVg.

**Stadtwanderer, Architekt und Publizist Benedikt Loderer schreibt in *Wohnen* zweimonatlich über ein aktuelles Thema.**

neualten Grundbausteine einer Stadt, die zwar in der Agglo hockt, aber den Ehrgeiz hat, ein Stück Stadt zu sein. Für ausserzürcherische Genossenschaften ist dieses Stadtmuster ungeeignet, denn in ihren Vorständen gilt der Blockrand immer noch als proletisch, was sie ja unterdessen definitiv nicht mehr sind. Das Bieler Grüppli erinnerte sich da an die Blockrandbebauungen aus der Zeit des roten Biels, das städtebauliche Vorzeigeprojekt der Zwischenkriegszeit in der Schweiz.

Ein Besuch auf der Baustelle von «mehr als wohnen» ist für Wohnungsbildungsreisen obligatorisch. Da nahm das Grüppli, ohne es recht zu merken, den